Aufruf

„aktiv an der Gestaltung der Gesellschaft mitzuwirken“

Offener Brief
an
Bischöfin Frau Dr. Margot Käßmann
von
Tristan Abromeit

vom 22. Januar 2002

oooooooooo

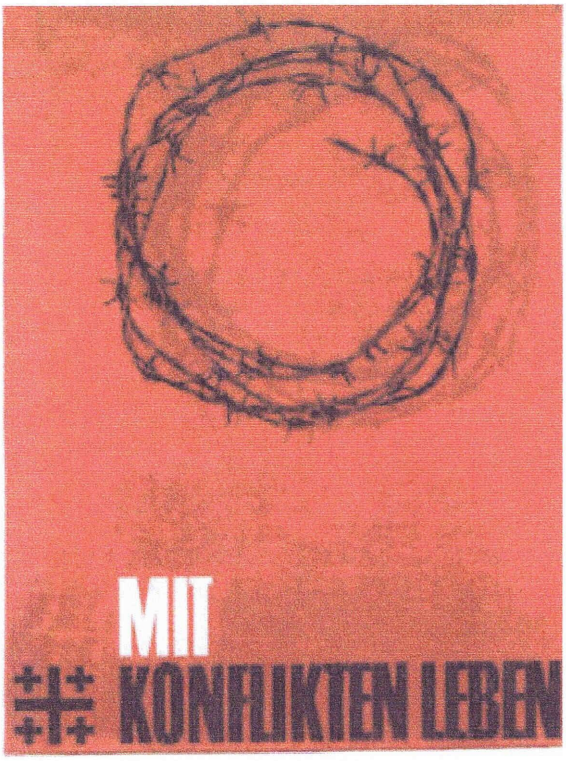
Anhang I

zur

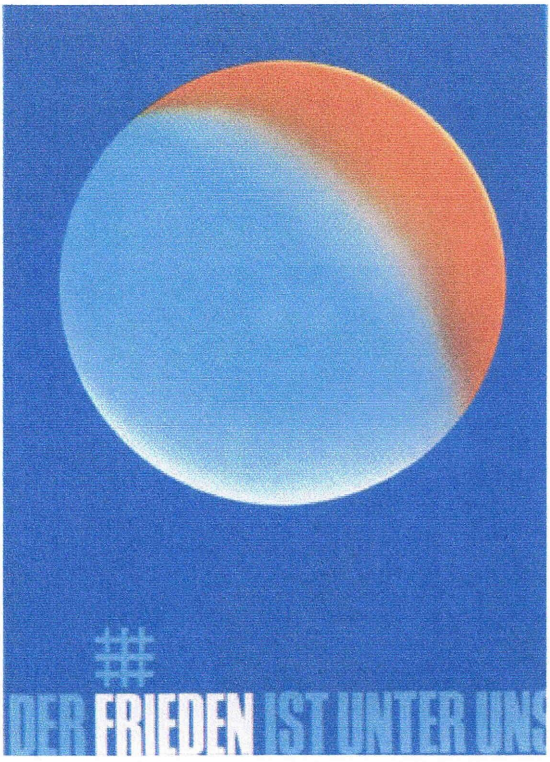
Ergänzung

vom Dezember 2006

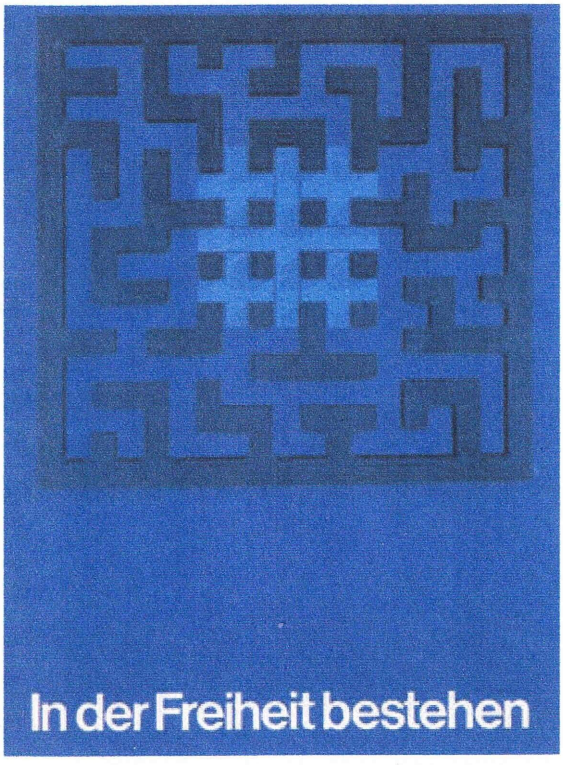
-.-.-.



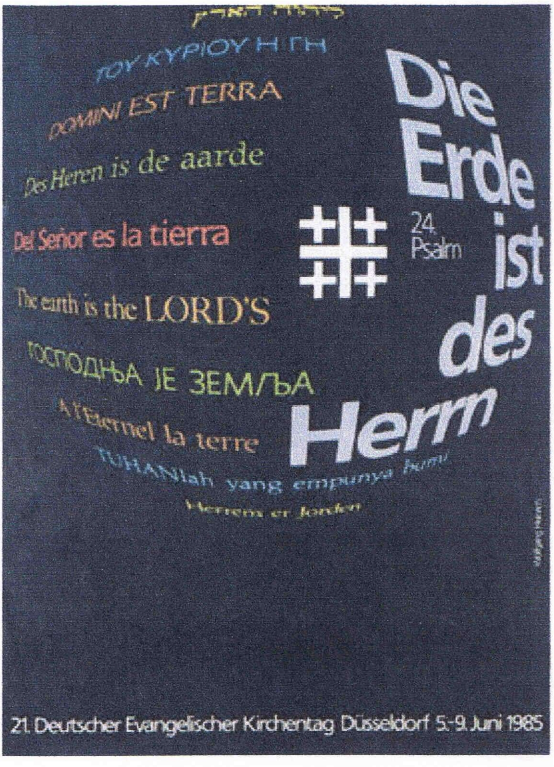
Dt. Ev. Kirchentag 1963, Dortmund



Dt. Ev. Kirchentag 1967, Hannover



Dt. Ev. Kirchentag 1965



Dt. Ev. Kirchentag 1985, Düsseldorf

Genauigkeit und Grazie

„Maßverhältnisse des Politischen": Tagung mit Oskar Negt und Alexander Kluge in Loccum

In Loccum wurde am Wochenende Einblick in eine prominente Denkwerkstatt gewährt: So also sind seit gut dreißig Jahren die gemeinsamen Bücher des hannoverschen Soziologen Oskar Negt (Jahrgang 1934) und des in München lebenden Juristen, Schriftstellers, Filmregisseurs und Fernsehformat-Erfinders Alexander Kluge (Jahrgang 1932) entstanden: in gemeinsamen Diskussionen, bei denen jeder ausholen darf, bis ihn sein Gegenüber wieder einholt, das ihn zuweilen sanft korrigiert, relativiert oder aber ebenso wortreich ergänzt.

Die gegensätzlichen Charaktere, der eher spröde-nachdrückliche und systematisch ausgerichtete Negt und der ironisch-federnde, anekdotisch orientierte Kluge scheinen in ihrer Zusammenarbeit nicht nur Gedanken, sondern auch Eigenschaften ausgetauscht zu haben. Die Genauigkeit der Begriffe und der Detailbeobachtung wie auch die Grazie des Gedankenspiels sollen „Unterscheidungsvermögen", Differenzierungsfähigkeit des Lesers entwickeln helfen. Man glaubt Kluge, dass es bei diesen sicherlich nicht an Selbstbewusstsein armen Charakteren zu „einer Senkung der Ich-Schranke" gekommen ist. Es ist etwas Drittes entstanden, „aber unsere Eigenständigkeit haben wir nicht verloren", ergänzt Negt.

Davon konnten sich die zahlreichen Teilnehmer der Tagung „Maßverhältnisse des Politischen" in der Evangelischen Akademie Loccum überzeugen, die passend zur Herausgabe der zweibändigen Gesamtausgabe ihrer gemeinsamen Bücher (ergänzt um die gemeinsamen Fernsehgespräche) stattfand.

Mit ihrer Kooperation haben Negt und Kluge im praktischen Miteinander erprobt, was ihre theoretische Arbeit ohnehin zum Ziel hat: „Anschlussfähigkeit" an andere Gedanken und Erfahrungen entwickeln. Anschluss haben sie (beide sind Schüler Theodor W. Adornos) bei der Kritischen Theorie gesucht, indem sie ihre Instrumente zur Erkundung der Gegenwart nutzen. Direkten Zugang verschaffen sich Negt und Kluge vor allem bei vier Klassikern. Kant, Hegel, den jungen Marx und Freud (Negt: „Die sind viel intelligenter als die ganzen postmodernen Denker") benutzen sie als Perspektiv auf die gegenwärtigen Problem und binden sie zurück auf die eigenen Erfahrungen.

Statt eines geschlossenen Denkgebäudes, das sie selbst bei Kant für „wackelig" halten, bieten sie Bausteine zum Selberdenken, statt Schiffen wollen sie „Navigationsinstrumente" (Kluge) zur Verfügung stellen.

So schlägt Negt mit seiner Kritik des globalisierten Kapitalismus auch kein geschlossenes Gegenmodell vor. Er warnt davor, dass alle gesellschaftlichen Verhältnisse, damit auch der einzelne Mensch, dem Markt unterworfen werden. Am Ende, meint Negt, schade sich der Kapitalismus selbst, wenn er durch „Flexibilität" der Arbeitszeiten Familien zerstört und damit den Ort, wo die Identität der Kinder gebildet wird.

Ein ganz anderes Ziel der Neugier des Autorenpaars ist die Oper als „Kraftwerk der Gefühle", wie sie in Loccum in einem Gespräch mit dem Opernregisseur Peter Konwitschny analysiert und beschworen wird. Auch hier machen sie sich auf die Suche nach Erfahrungen, die bei aktuellen Problemen weiterhelfen könnten, nach Reibungsflächen, die Gedanken entzünden könnten oder Mitgefühl. „Ich mag es nicht, dass so viele Frauen im fünften Akt gemordet werden", bekennt Kluge.

Da hat er als Erzähler mehr Möglichkeit einzugreifen. Seinen überraschenden, auch absurden Geschichten ist oft nicht anzumerken, ob sie fiktiv sind oder nicht. Der Autor verzichtet dabei auf jede Zentralperspektive, versucht auch hier Erfahrungen zu sammeln, die im Intimen oder im Arbeitsbereich gemacht werden, um sie der Öffentlichkeit verfügbar zu machen. Das gilt auch für Erfahrungen alter historischer Fehler, die aufgespürt werden müssen, damit sie sich nicht wiederholen. Kluge sieht etwa die Gefahr, dass wir in einer Situation sind wie im Juni/Juli 1914, als sich ein durch Zufälle und Fehler begünstigter Mechanismus zum Krieg in Gang setzte.

Katastrophen von morgen aufspüren, gehört zu einem ihrer praktischen Motive. Wenn etwa Afrika nur mit weniger als ein Prozent am Welthandel beteiligt ist, sind für sie „Maßverhältnisse des Politischen" verletzt, so könnte eine Dynamik aus Rache und Gewalt ausgelöst werden. „Realpolitik" wäre es für sie, die Ursachen, die konkreten Lebensbedingungen der Menschen, zu verbessern. Ihnen reicht es nicht, kühl zu analysieren, wie es in Loccum der Soziologe Dirk Baecker getan hat, wenn er „nach dem 11. September" die Wiederkunft einer Hegemonialpolitik beschreibt, mit der das Zentrum der Peripherie ein „Ordnungsangebot" mache.

Negt und Kluge möchten mithelfen, alle gedanklichen und emotionalen Vermögen der Menschen zu mobilisieren, um eine mögliche Gewaltentladung langfristig zu verhindern. Kluge setzt dabei auf das „Urvertrauen", das wir im engen Mutter-Kind-Kontakt erfahren. Dieses „notwendig falsche Bewusstsein" (dass es die Welt gut mit uns meint) brauchen wir, meint Kluge, aber zum Urvertrauen gehöre auch Misstrauen, zur Hoffnung auch die Beschreibung der Bitterkeit der Verhältnisse. Erst beides zusammen gehöre zur Aufklärung, unterstreichen die beiden. Und an ihr wollen sie unbedingt festhalten, ohne deren dunkle Seite auszuklammern.

Ganz ohne Optimismus kommt man nicht aus, wenn man den an Zeitnot leidenden Zeitgenossen zwei Bände mit mehr als 2000 Seiten vorsetzt. Und es bedarf der List: Lesen Sie die Bücher von hinten nach vorn oder kreuz und quer, je nach eigenem Interesse, raten die Autoren ihren Lesern. Und hoffen, dass die in diesem Netzwerk, das Erzählungen, Theorien, Mythen und Illustrationen verknüpft, schon hängen bleiben werden. Weiterdenkend wird der Leser wieder herausfinden. Etwas „anschlussfähiger" als vorher.

KARL-LUDWIG BAADER

Oskar Negt, Alexander Kluge: „Der unterschätzte Mensch. Gemeinsame Philosophie in zwei Bänden". Zweitausendeins. Über 600 Bilder, 2264 Seiten, 50 Euro.

„Das Volk hat sich geändert – nun muss sich die Kirche ändern“

Fünf Hamburger Pastoren wollen die evangelische Kirche reformieren / Seelsorge als „spirituelle Ware“

VON MARCUS BUCHHOLZ

Hamburg. „Verkauft haben sie mich, vor zwei Jahren, an die Nachbargemeinde“, sagt Küster Günter Scheuermann. Die Kirchengemeinde zu Hamburg-Horn konnte sein volles Gehalt nicht mehr zahlen, „und deshalb harke ich jetzt drei Tage die Woche in Horn das Laub zusammen und die anderen zwei Tage das vor der Kirchentür der Philippusgemeinde“.

Seit 29 Jahren steht Scheuermann im Dienst der Kirche, zündet die Kerzen für den Gottesdienst an, pflegt den Kirchgarten. „Wenn ich nicht bei Kirchens angestellt wäre“, sagt der 59-Jährige und schiebt sein rosarotes Telekomkäppi aus der Stirn, „ganz ehrlich, dann wäre ich auch schon längst ausgetreten.“ Nur noch 5500 Mitglieder zählt die Horner Gemeinde, das sind knapp 30 Prozent der Stadtteilbewohner. „Erschreckend wenig“, stellt Pastorin Susanne Juhl fest, „doch das ist kein Einzelfall in Hamburg – nur Reformen können uns retten.“

„Nur Reformen können uns retten“

Derartige Hilferufe aus den mehr als 200 Gemeinden der Hansestadt erreichen die fünf Hamburger Hauptpastoren immer wieder. „Unsere bisher flächendeckende Volkskirche geht allmählich in einer Freiwilligkeitskirche auf“, stellt Hauptpastor Axel Denecke von der St. Katharinen Kirche fest. Jetzt haben die Geistlichen ein Manifest veröffentlicht, das eine grundlegende Reform der evangelischen Kirche fordert: „Das Volk hat sich in seiner Einstellung zur Institution Kirche geändert, also hat sich auch die Volkskirche zu ändern.“

Die Gründe für den Reformvorstoß sind vielschichtig: immer weniger Geld in den Kirchenkassen, schlecht besuchte Gottesdienste, sanierungsbedürftige Kirchengebäude, sinkende Mitgliederzahlen. Nur noch 34 Prozent der Hamburger Bürger gehören der evangelischen Kirche an; das sind gut 100 000 weniger als vor fünf Jahren. „Die Kirche befindet sich in einer schleichenden Krise“, meint Denecke. Die Großkirche werde von vielen Menschen als bürokratisch und anonym wahrgenommen. „Das müssen wir ändern“, fordert der Hauptpastor. Das mit seinen Amtskollegen Helge Adolphsen, Ferdinand Ahuis, Wilfried Kruse und Lutz Mohaupt unterzeichnete Papier sorgt bereits bundesweit für Aufsehen. „Angesichts der jährlich 190 000 Kirchenaustritte im Bundesgebiet birgt das Thesenpapier in mehreren Punkten gute Reformvorschläge“, erklärt Thomas Krüger, Oberkirchenrat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD).

Die Hauptforderungen der Hamburger Theologen sehen ein völlig neues Konzept der Institution Kirche vor: Jeder religiös Interessierte könne für einen bestimmten Zeitraum Mitglied einer selbst gewählten Kirchengemeinde werden, heißt es. Durch ein „freiwilliges Kirchgeld“ würde in solchen Fällen die Kirchensteuer ersetzt werden. Nach drei bis fünf Jahren müsse sich das „Mitglied auf Probe“ dann für oder gegen eine volle Mitgliedschaft entscheiden. „Allerdings“, meint Denecke, „ist das erstmal nur ein Spielbein für die Einnahmen.“ Das Kirchensteuersystem sei nach wie vor das eigentliche Standbein.

Um das starre Amtsverständnis der Pastoren aufzurütteln, schlagen die Hamburger Vorausdenker vor, auch „Abtrünnige“ zu beerdigen. „Wenn es ihre Angehörigen tröstet, dann sollten im Einzelfall Tote bestattet werden, die nicht der Kirche angehörten“, rät Denecke. Schließlich sei die Beerdigung ein diakonischer und seelsorgerischer Akt.

Ein entscheidender Punkt in dem Reformpapier ist nach Meinung von EKD-Oberkirchenrat Krüger die Spezialisierung einzelner Gemeinden auf bestimmte Angebote. „Nicht jede Kirchengemeinde muss alles können, vielmehr sollten die Pastoren ihre Stärken in den Vordergrund stellen.“ Damit sind Bereiche wie Kirchenmusik, Seelsorge, Gottesdienste für Familien oder politische Veranstaltungen gemeint. Nicht in jeder Kirche müsse sonntags ein Gottesdienst gefeiert werden, findet Denecke, „wenn nur eine Hand voll Menschen in den Bänken sitzt“. Kirche sei schließlich ein Unternehmen, das eine breite Palette spiritueller „Ware“ anbieten müsse, um wirtschaftlich überleben zu können – auch wenn die Gemeinden dann um ihre Schäfchen konkurrierten: „Kon-

HAZ
22.1.2002

(1)

HA 2

22.1.2002

kurrenz belebt doch das Geschäft." In dem Manifest äußern die Hauptpastoren auch Kritik an den Kirchenoberen: Autoritäre Dienstanweisungen verhinderten Innovationen. „Die Gemeindemitglieder selbst sollen entscheiden dürfen, was in ihrer Kirche passiert und was nicht", fordert Denecke. Immer mehr Menschen, stellen die Theologen fest, wollen in einer bestimmten Kirchengemeinde Mitglied sein, weil sie den dortigen Pastor besonders mögen, den Kirchturm im Viertel lieb gewonnen haben oder gezielt die sozialen Aktivitäten unterstützen wollen. „Mit unserem Konzept der Freiwilligkeitskirche nehmen wir gerade die ernst, die von der Kirche enttäuscht sind", erklärt Denecke.

„Wir wollen die Enttäuschten ernst nehmen"

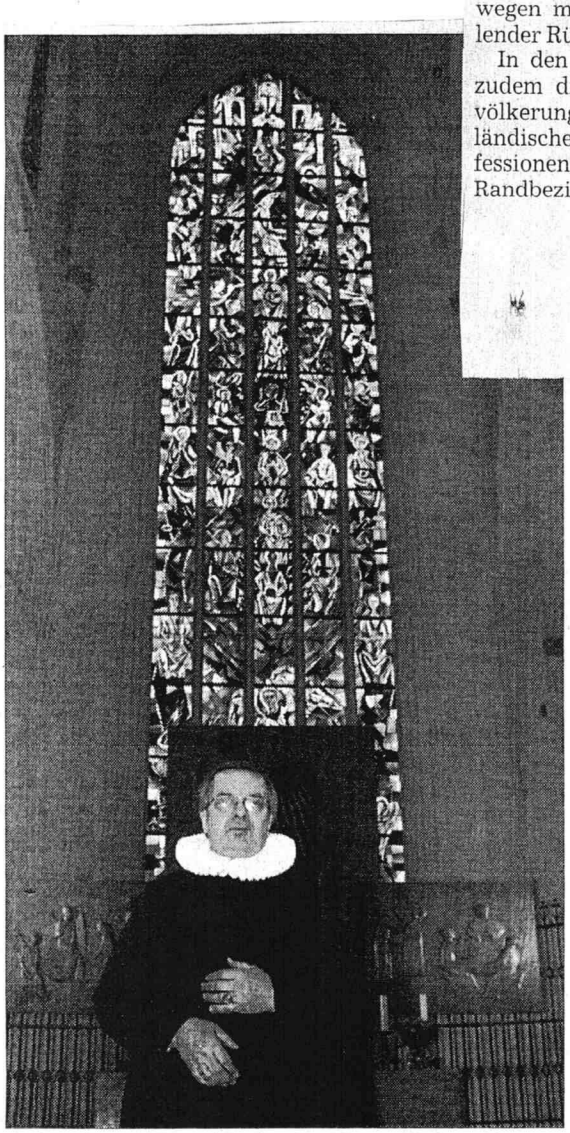
In vielen Punkten gibt die Horner Pastorin Susanne Juhl den Reformatoren Recht. Vor drei Jahren wurde ihre Gemeinde mit zwei anderen zusammengelegt, nur noch zwei statt einstmals fünf Pastoren sind jetzt im Amt. Damit es in der Kirchenkasse klingelt, sind viele der Gemeinderäume an Weightwatchers oder Guttempler vermietet. Eines der drei Kirchengebäude soll nun wegen maroder Bausubstanz und fehlender Rücklagen abgerissen werden.

In den vergangenen Jahren hat sich zudem die Zusammensetzung der Bevölkerung verändert. Immer mehr ausländische Mitbürger mit anderen Konfessionen ziehen in den Hamburger Randbezirk Horn. In der Berzeliusstraße beispielsweise, einige hundert Meter von der Martinskirche entfernt, leben in verwahrlosten Würfelhäusern fast nur noch Sinti und Roma. „Wenn ich dort auftauche, werde ich als Exotin angesehen", sagt Juhl. Damit die Mitgliederzahlen nicht weiter sinken, konzentriert sich die 40-jährige Theologin vor allem auch auf die Menschen, die zwar noch treu ihre Kirchensteuern zahlen, „denen aber die Gemeinde fremd geworden ist".

Über besondere Angebote wie regelmäßige Familiengottesdienste oder Seniorenabende, bei denen auch mal der Stadtteilpolizist über den Schutz vor Trickbetrügern berichtet, lockt das Pastorenduo schon jetzt die passiven Mitglieder und deren Freunde wieder in die Kirchenbänke. „Allerdings", fügt Juhl hinzu, „muss das System der Kirchensteuer bestehen bleiben." Andernfalls könne die Basisarbeit wie Hausbesuche oder seelsorgerische Betreuung in den Ortsgemeinden nicht mehr geleistet werden.

Und vielleicht gelingt es den engagierten Pastoren in Horn ja auch noch, wieder Menschen wie Küster Günter Scheuermann für ihr Kerngeschäft – die Verkündigung des Evangeliums – zu begeistern. „Das Angebot bestimmt auch die Nachfrage", sagt Scheuermann und harkt die letzten Blätter vor dem Kirchenportal zusammen. Morgen hat er wieder Dienst, in der Nachbargemeinde.

■



Reformator der Protestanten: Pastor Axel Denecke. Koch

„Das Volk hat sich geändert - ..."

(2)

In tiefer Sorge um die Zukunft der Welt

Religionsführer aus aller Welt beim Papst in Assisi

VON BERNHARD HÜLSEBUSCH

Assisi. „Pace" (Frieden), riefen Tausende von Katholiken dem Papst zu, als er – wie üblich ganz in Weiß – kurz nach elf Uhr auf dem Platz vor der Basilika San Francesco in Assisi eintraf. Mit ernstem Gesicht nahm er auf dem blumengeschmückten Podium der dort erst kurz zuvor errichteten Halle Platz. Zu seiner Linken und zur Rechten die Vertreter anderer christlicher Konfessionen, vor allem aber anderer Religionen: Moslems und Juden, Buddhisten und Hindus, Sikhs und Schintoisten. Auch die so genannten Animisten, die Anhänger afrikanischer Naturreligionen, fehlten nicht.

Johannes Paul II. war der Gastgeber, ja der Motor des Treffens. Knapp 16 Jahre nach dem ersten Weltgebetstag für den Frieden hatte er abermals Religionsführer aus aller Welt in die Stadt des heiligen Franziskus eingeladen. Und schon in seiner Begrüßungsansprache mahnte er, dass ein solches Engagement heute nötiger denn je sei: „In den Augenblicken tiefer Sorge um das Schicksal der Welt spürt man um so deutlicher die Pflicht, sich für das fundamentale Gut des Friedens einzusetzen."

Die Religionsführer auf dem rot drapierten Podium nickten beifällig. Ein farbenprächtiges Bild: Alle waren in ihren traditionellen Gewändern oder Talaren erschienen. Der Papst, der bartlose alte „Mann in Weiß", hob sich deutlich ab von den bärtigen Orthodoxen und Moslems. Unweit des Podiums hatte man einen Ölbaum, Sinnbild des Friedens, aufgestellt. Die Anhänger der einzelnen Konfessionen und Religionen klatschten Beifall, als ihre „religiösen Chefs" das Wort ergriffen. Aber es handelte sich um winzige Gruppen – in einem Meer von Katholiken.

Zahlreihe Pfarrer aus Umbrien hatten ihre Schäflein in die Stadt von San Francesco gebracht, um den Papst bei einer so wichtigen Veranstaltung zu erleben. „Viva il Papa", jubelten die Frommen. Und sie skandierten „Giovanni Paolo, Giovanni Paolo". Ein Laie aus Rom meinte ironisch, das erinnere ihn an die Atmosphäre im Fussballstadion. Daraufhin ein neben ihm sitzender Franziskaner: So sei es überall, wo der populäre Wojtyla-Papst auftrete. Und der Rummel könne doch nicht über die hohe symbolische Bedeutung dieses Treffens hinwegtäuschen.

In der Tat. Dass es Johannes Paul II. gelungen war, trotz der so angespannten Weltlage viele Religionsführer – darunter hochrangige Moslems – zu einer Verpflichtung für den Frieden zu gewinnen, ist eine beachtliche Leistung. Der Papst, nicht nur ein Kommunikationstalent ersten Ranges, sondern auch ein Medienstar, kennt die Macht der Bilder sehr genau: Wenn sich in Assisi Christen, Moslems, Juden, Hindus, Buddhisten die Hände reichen, sagt dies mehr aus als alle wohltönenden politischen Appelle und diplomatischen Erklärungen.

Besonderes Interesse galt angesichts der antiwestlichen – und somit indirekt auch antichristlichen – Stimmung in weiten Teilen des Islam der Frage: Wie verhalten sich die Moslems? Auch ihre Vertreter versprachen in Assisi, den Namen der Religion nicht für Gewalttaten zu missbrauchen. Und der vor allem durch Osama bin Ladens Video-Aufrufe zum „Heiligen Krieg" bekannt gewordene arabische Fernsehsender Al Dschasira berichtete gestern umfassend aus Assisi. Pater Enzo Fortuna, der Sprecher des Franziskanerkonvents, erklärte dazu: „Es lässt uns hoffen, dass die Friedensbotschaft von Assisi auch dorthin gelangt, wo kein Friede herrscht." Andere Mönche räumten indes ein, jene Moslems, die in Assisi auftraten, seien keineswegs repräsentativ für den ganzen Islam. „Die Fanatiker von Al Qaida pfeifen leider auf solche Friedensappelle."

Zur Dramaturgie des Friedenstreffens gehörte diesmal auch eine Zugfahrt: Vom vatikanischen Kleinbahnhof oder von der römischen Station Termini reisten die Gipfelteilnehmer per Bahn nach Assisi. Dort begrüßte Italiens Ministerpräsident Silvio Berlusconi die Gäste. Dann begab sich die Karawane hinauf in das Städtchen, zum Domplatz.

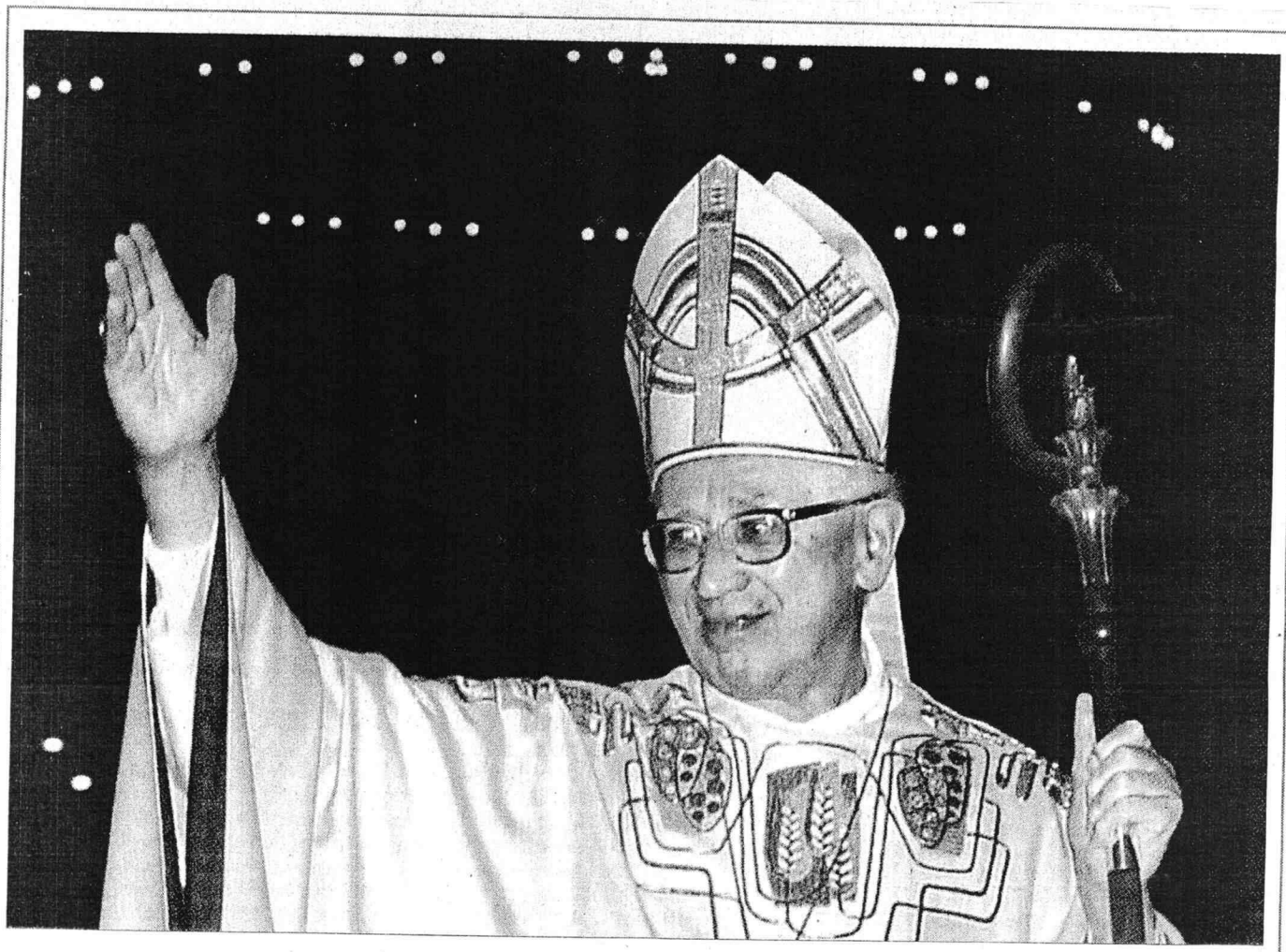
Nach der gemeinsamen Eröffnung vor dem Dom beteten die Delegationen getrennt – jede Gruppe in einem anderen Saal der durch ihre gotischen Fresken berühmten Basilika oder andernorts in Assisi, das sein mittelalterliches Gepräge erhalten hat. Aus den für die Nichtchristen reservierten Sälen hatte man alle christlichen Symbole entfernt. Die Moslems beteten in einem nach Mekka ausgerichteten Klosterraum.

Graue Wolken hingen über Assisi, als sich die Delegationen dann zu einem „brüderlichen Agape", einer schlichten Vesper, im Speisesaal des Franziskanerkonvents trafen. Am Nachmittag ging es zurück in die provisorische Halle vor der Basilika.. Auf Englisch, Arabisch und Italienisch wurde die gemeinsame Verpflichtung für den Frieden verlesen. „Bedenken wir stets, dass es keinen Frieden ohne Gerechtigkeit gibt", schärfte Kardinal Walter Kasper, der zum Präsidenten des Päpstlichen Einheitsrates avancierte ehemalige Stuttgarter Bischof, allen Teilnehmern ein.

Und der Papst erhob seine Stimme, kräftig wie früher, zu einem ergreifenden Appell: „Nie wieder Krieg. Nie wieder Terrorismus. Jede Religion mag im Namen Gottes Gerechtigkeit und Frieden, Vergebung und Liebe auf die Erde bringen."



Der Olivenbaum als Symbol des Friedens: Religionsführer aus aller Welt scharen sich in Assisi um Papst Johannes Paul II.



Wenn ein Bischof Jubiläum feiert …

...dann strömen die Menschen zu Hunderten in den Dom, wie gestern in Hildesheim geschehen. Josef Homeyer, der vor 20 Jahren zum Oberhirten von 660 000 Katholiken geweiht wurde, grüßte die Gläubigen in traditioneller Tracht: mit Krummstab und Mitra (Bild). Ansonsten war die Messe zu Ehren des Bischofs (und zur höheren Ehre Gottes) eher schlicht. Homeyer, der im kommenden Jahr 75 wird und dann sein Bischofsamt abgibt, hat bereits jetzt kräftige Spuren in seinem Bistum hinterlassen. So hat er bei Hildesheim das Kloster Marienrode neu gegründet und in Hannover ein Forschungsinstitut für Philosophie errichtet. Von dem gebürtigen Westfalen gingen auch Impulse in die große Politik, etwa das große Sozialwort der Kirchen vor einigen Jahren. Trotz seines anspruchsvollen Amtes ist Bischof Josef immer nahbar geblieben. Die Hildesheimer können ihn am Sonnabend nicht selten beim Joggen sehen, wenn er nicht durch sein großes Bistum reist oder Europakonferenzen besucht. mbb/dpa

HAZ 14.11.2003

Leine-Zeitung Wunstorf 8.12.2003

Bischof erwartet Neu-Orientierung

VON JÖRG ROCKTÄSCHEL
Zum Thema von Seite 16

WUNSTORF. Die massiven Veränderungen in der Gesellschaft werden zum Umdenken in der Kirche führen. Diese Ansicht vertrat der Hildesheimer Bischof Josef Homeyer gestern während des Empfangs zum 100-jährigen Bestehen der St.-Bonifatius-Pfarrgemeinde. „Wir müssen uns neu orientieren", sagte er. Die Kirche solle verstärkt missionarisch tätig sein. Dazu zähle auch Selbstverständliches, wie das Weitergeben des Glaubens seitens der Eltern an die Kinder. Die Kirche lebe aus der Eucharistie. Die Auferstehung Jesu Christi sei allgegenwärtig. Homeyer warnte jedoch vor einem Rückmarsch in Rituale. Der Umbruch werde sich als Aufbruch erweisen. Selbst wenn es schwierig und schmerzhaft werde, so könne es auch spannend sein.

„Wir müssen uns frei machen vom ‚Status quo ante', vom ‚so wie es gestern war'. Kirche muss auf die Menschen zugehen", betonte er. Das Überschreiten alter Grenzen könne den Entwurf neuer Strukturen bedeuten. Hingehen, wo Kirche nicht vermutet werde, lautete seine Forderung. „Das Heil verkünden, wo Unheil ist, bedeutet heilen", mahnte Josef Homeyer. Die Sorge um die sich ändernde Welt dürfe nicht allein den Politikern überlassen werden. Alle Christen stünden in der Verantwortung.

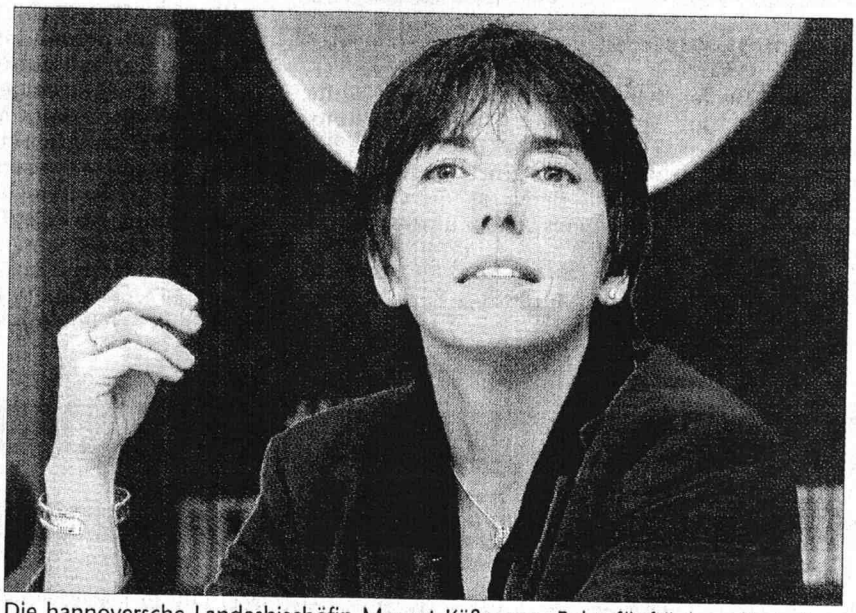


Gratulation zum Jubiläum (von links): Professor Andreas Spengler (Landeskrankenhaus), stellvertretender Bürgermeister Georg Beier, Luthes Ortsbürgermeister Erich Harms, Pfarrer Alfons Berger, Irene Klose (Sprecherin der Pfarrgemeinde), Bischof Josef Homeyer, Landtagsabgeordneter Wilhelm Heidemann, Bürgermeister Rolf-Axel Eberhardt und Bundestagsabgeordnete Monika Brüning. Steffen

OZ

„Die Welt verändern“

Bischöfin Margot Käßmann: Der Evangelische Kirchentag in Hannover soll junge Leute ermutigen und Lust aufs Einmischen wecken



Die hannoversche Landesbischöfin Margot Käßmann. Beim fünftägigen Protestantentreffen will sie rund 30 Termine wahrnehmen. Foto: epd

Zum 30. Evangelischen Kirchentag werden vom 25. bis 29. Mai 100 000 Teilnehmer in Hannover erwartet. Neben den Spitzenpolitikern Schröder, Fischer und Merkel gehören auch Künstler wie Wim Wenders oder Herbert Grönemeyer dazu. Die Kirche wird zunehmend wieder als offener Raum erlebt, meint die gastgebende Landesbischöfin, Dr. Margot Käßmann, im OZ-Gespräch.

Der Erkennungssong des Kirchentags 2005 stammt von dem Popsänger Heinz Rudolf Kunze. Mit welchen anderen Künstlern und Promis steht die Evangelische Kirche in Kontakt?

Käßmann: Der Sänger von Pur, Hartmut Engler, war schon oft engagiert dabei. Auch die Tagesschausprecherin Eva Herman hat sich an unserem Pfingstgottesdienst beteiligt; Peter Hahne ist im Rat der EKD aktiv. Ich finde es wichtig, dass sich die Kirche nicht abkapselt, sondern öffnet und zulässt. Für mich ist etwa das Lied „Vielleicht" von Xavier Naidoo und den Söhnen Mannheims eine großartige, tief religiöse Komposition. Darin sehe ich, dass die Künstler hierzulande keine Hemmungen mehr haben, mit Religion und hoffentlich auch der Kirche in Kontakt zu treten. Nach Jahrzehnten der Distanz wird die Kirche mittlerweile wieder als offener Raum erlebt, in dem existenzielle Fragen angesprochen werden.

Was haben Spitzenpolitiker wie Gerhard Schröder, Angela Merkel und Franz Münterfering beim Kirchentag verloren – machen die da nur Wahlkampf?

Käßmann: Damit kämen Sie beim Kirchentag nicht durch. Das Publikum ist erfahrungsgemäß sehr kritisch. Der Kirchentag stellt mit Blick auf die Bundesrepublik ein großes Potenzial an Kräften gerade von jungen Leuten dar, die dieses Land mitbewegen wollen.

ZUR PERSON

Margot Käßmann (45) studierte Theologie in Tübingen, Edinburgh, Göttingen und Marburg. Sie war Mitglied im Zentralausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen. 1985 erhielt sie die Ordination zur Pfarrerin, 1989 promovierte sie an der Ruhr-Universität Bochum. Sie war Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst der Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck und übernahm Lehraufträge für Ökumene an der Kirchlichen Hochschule Leipzig und an der Evangelischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg. 1994 wurde sie Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Seit 1999 ist die vierfache Mutter Landesbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers. Margot Käßmann ist außerdem Autorin zahlreicher Publikationen, zuletzt: „Wurzeln, die uns Flügel schenken" (Gütersloher Verlagshaus 2005).

Inwieweit besteht auch hierzulande die Gefahr, dass die Religion benutzt wird, um politische Ziele durchzusetzen?

Käßmann: Die Kirche muss da aufpassen. Eine klare Trennung ist für beide Seiten gut. Politischen Optionen kritisch gegenüber zu stehen ist genauso wichtig wie der Kontakt zur Politik. Die Kirche in Frankreich hat zum Beispiel große Mühe, mit den politischen Führungsfiguren überhaupt zusammen zu kommen. Das ist in Deutschland nicht so. Aber die innere Freiheit der Kirche muss erhalten bleiben.

Soll der Kirchentag im besten Fall die Vision einer Welt von morgen entwerfen?

Käßmann: Mir würde es schon reichen, wenn er dazu beiträgt, die jungen Leute zu ermutigen, jetzt in dieser Welt Verantwortung zu übernehmen. Sie sollen das Leben als Möglichkeit sehen, mitgestalten zu können. Das Schrecklichste an unserem Land ist, dass so viele sagen: Ich kann gar nichts tun! Was soll ich mich einmischen, alles geht sowieso seinen Gang! Der Kirchentag möchte aber gerade die Lust zur Beteiligung wecken. Die Vision lautet, wir können diese Welt verändern. Globalisierung kann ja auch derart gestaltet werden, dass alle zu essen haben.

Untersuchungen wie die Shell-Jugendstudie zeigen, dass Jugendliche vor allem egoistisch und karriereorientiert durchs Leben gehen. Nur 35 Prozent der 12- bis 25-Jährigen engagiert sich überhaupt für irgendetwas . . .

Käßmann: Ich habe den Eindruck, dass gerade bei den jungen Leuten die Frage nach dem Sinn eine große Rolle spielt. Der Kirchentag ist ein Forum, auf dem sie in großer Freiheit über Glaubensfragen nachdenken, sich eine Meinung bilden können. Der „Markt der Möglichkeiten" ist eine geniale Erfindung. Dort präsentieren sich über 750 Vereine, Verbände und ehrenamtliche Gruppen mit ihren unterschiedlichen Projekten, und die Zahl der Anmeldungen steigt immer noch. Einen Mangel an freiwilligen Helfern gibt es nicht.

Die meisten Kinder und Jugendlichen lehnen strenge Traditionen ab. Sind die bei Ihnen trotzdem willkommen?

Käßmann: Das ist doch ganz normal. Junge Leute setzen sich immer ab gegen das, was die Alten vorgeben. Sonst wür-

2

2

de sich doch die Welt auch nicht weiterbewegen. Es gibt aber weniger Widerstand im Kirchentag, sondern eher die Lust zum Mitmachen.

Nach einem SMS-Wettbewerb der methodistischen Kirche Großbritanniens wurde „Du sollst keine Popstars verehren" als „elftes Gebot" verkündet. Wie stehen Sie zur Verehrung des Papstes als Popstar?

Käßmann: Ich bin da hin und her gerissen. Auf der einen Seite finde ich es wunderbar, dass es Johannes Paul II. gelungen ist, das Liebenswerte seiner Person durch die Medien zu transportieren. Viele hatten den Eindruck: Da ist ein guter Nachbar gestorben. Auf der anderen Seite ist die Fixierung auf Personen immer auch gefährlich. Niemand ist perfekt, jede Person hat Brüche und in jedem Menschen gibt es auch Scheitern. Den Druck, dass der Papst eine perfektionierte Person sein soll, halte ich für problematisch. Schon die ersten Jüngerinnen und Jünger waren sehr fehlbare Menschen, die zum Beispiel gezweifelt und auch gelogen haben.

Mit Papst Benedikt XVI. rückt das Christentum wieder stärker ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Profitiert auch die Evangelische Kirche davon?

Käßmann: Es freut mich für den Katholizismus, wenn in unserer Schwesternkirche das Oberhaupt geehrt wird. Aber wir haben ein sehr anderes Kirchen- und Amtsverständnis. Das ist wahrscheinlich medial nicht so gut zu vermitteln, weil der einzelne Christ immer auch für das Ganze steht. Der römische Zentralismus und die Papstverehrung sind nicht evangelisch. Das sollen die Kirchen der Reformation durchaus klar machen.

Aber Sie stehen im Dialog mit anderen Kirchen. Wie kommen Sie dabei voran?

3

3

„Kirchentagsäpfel" von Bauer Hein Lühs aus Jork bei Hamburg. Die Sonne hat das Jerusalemkreuz in die Schalen gebrannt. Als Souvenirs sollen sie 1,80 Euro kosten.
Foto: epd

Käßmann: Der Dialog ist mir sehr wichtig. In der Bibel ist Ökumene sogar ein Auftrag. Es ist wirklich belastend, dass wir das Abendmahl als Zeichen der Einheit und der Gemeinschaft nicht miteinander feiern können. Das muss für die Kirchen ein Stachel bleiben. Aber die ökumenische Realität in den Gemeinden vor Ort ist ermutigend. Dahinter geht kein Weg zurück. Vor 50 Jahren wäre es noch undenkbar gewesen, dass eine Katholikin einen Protestanten heiratet.

Warum erscheint der christliche Glaube aus Ihrer Sicht manchmal als eine Sache von gestern?

Käßmann: In der derzeitigen Diskussion um den Religionsunterricht wird behauptet, der emanzipierte Mensch im 21. Jahrhundert brauche keine Religion. Einige Politiker betrachten Religion offenbar immer noch als Opium des Volkes. Aber gleichzeitig sind auch viele Menschen nachdenklicher geworden. Mit dem Ende des wirtschaftlichen Wachstums stellt sich so manchem neu die Frage, was ist im Leben wichtig. Die Ökonomie ist nicht das einzige, was uns bestimmt.

Interview:
OLAF NEUMANN

Internet: www.kirchentag.de

4

4

30 Jahre AMOS -Kritische Blätter aus dem Ruhrgebiet

AMOS	Online-Debatte	Thema: Palästina
Autor:	Hans -Jürgen Abromeit	Quelle: AMOS 3 / 1996
Titel:	**Israel und die Kirche Jesu Christi im palästinensischen Volk** Probleme der Evangelischen Kirche in Deutschland mit der doppelten Solidarität	redaktion@amos-blaetter.de www.amos-blaetter.de zurück

Hans Jürgen Abromeit:

Israel und die Kirche Jesu Christi im palästinensischen Volk

Probleme der Evangelischen Kirche in Deutschland mit der doppelten Solidarität!

Neue Israeltheologie

Seit etwa 15 Jahren begegnen wir in größer werdenden Kreisen der Evangelischen Kirche in Deutschland einer neuen „Israeltheologie``. Diese Reformbewegung reicht so weit, daß eine Reihe von Landeskirchen beschlossen hat, die Grundartikel ihrer Kirchenordnungen neu zu gestalten. Auch in der westfälischen Landessynode gibt es eine solche Initiative. Zu welchen Ergebnissen wird der Diskussionsprozeß führen? Ein Blick in andere Landeskirchen ist in diesem Zusammenhang lehrreich. Schon die Tatsache, daß die Veränderungen in den Grundordnungen vorgenommen werden sollen, ist aufschlußreich. Grundartikel werden als Präambel den einzelnen Grundordnungen vorangestellt. Sie beschreiben in knappen Worten die Bekenntnisgrundlagen, auf denen die gesamte Arbeit der Kirche beruhen soll. Auf diese Grundartikel werden alle Pfarrerinnen und Pfarrer ordiniert. Die Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau hat auf ihrer Tagung im Dezember 1991 beschlossen, ihrem Grundartikel zwei Sätze hinzuzufügen, nämlich: „Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr

30 Jahre AMOS -Kritische Blätter aus dem Ruhrgebiet

AMOS	Online-Debatte	Thema: Palästina
Autor:	**Hans-Jürgen Abromeit**	Quelle: AMOS 4 / 1998
Titel:	**Die Rede von der "bleibenden Erwählung" Israels - ein zu hoher Preis für Identität.** Die Hauptvorlage "Christen und Juden" der EKvW treibt Theologie im Vakuum.	redaktion@amos-blaetter.de www.amos-blaetter.de zurück

Hans-Jürgen Abromeit

Die Rede von der "bleibenden Erwählung" Israels - ein zu hoher Preis für Identität

Die Hauptvorlage "Christen und Juden" der EKvW treibt Theologie im Vakuum

Die Christen haben ein Problem mit dem Judentum. Dies ist uns in Deutschland besonders grausam bewußt geworden. Warum hat in den zwölf Jahren der Barbarei von 1933 bis 1945 die Kirche nicht aufgeschrien, als staatliche Instanzen planmäßig jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger diskriminierten, ausgrenzten, mißhandelten, deportierten und schließlich liquidierten? Warum klingelten bei solcher Art von "Bruder- und Schwesternmord" nicht bei allen Christinnen und Christen die Alarmglocken? Die evangelische Kirche hat (fast) nichts unternommen, um einem solchen Diskriminieren und schließlich Morden Einhalt zu gebieten. Langsam, allzu langsam, hat sich Erkenntnis durchgesetzt.

Die Christenheit war nicht nur zu feige, um ihre Stimme zu erheben. Das wäre menschlich verständlich, wenn auch eine Art von unterlassener Hilfeleistung. Nein, viele theologische Analysen, exegetische wie kirchengeschichtliche Arbeiten haben gezeigt: es gibt eine christliche Judenfeindschaft, die das Christentum wie ein dunkler Schatten vom Neuen Testament bis heute begleitet. Diese Antihaltung zum Judentum hat

Mittwoch, 6. Dezember 2006 — PAN — Süddeutsche Zeitung Nr. 281 / Seite 11

Gottesdienst, gerne auch ohne Gott

Freie Theologen zelebrieren Festakte nach Wunsch und kommen damit einem diffusen Glaubensbedürfnis nach

und Fürbitten, ergänzt um persönliche Liebesschwüre und ein Kerzenritual. Von der Empore der Gesang der Organistin, „Oh happy day" – was für ein glücklicher Tag, als Jesus uns von unseren Sünden reinwusch, wie es im Text des Gospels heißt. Petra Thiel sagt: „Bei normalen Trauungen ist alles auf den Glauben ausgelegt. Bei uns standen wir im Mittelpunkt."

Von Katja Riedel

Irgendwie, glaubt Diana, muss Gott das gut finden. Ihre Tochter Amelie jedenfalls scheint die Zeremonie im Wohnzimmer der Eltern zu genießen; sie lächelt kurz, bevor ihr die Augen zufallen. Mutter und Patin haben dem Baby eine Kerze gebastelt – mit Feuer und Stern, Regenwolke und Regenbogen. Im Kreis sitzen die Gäste und schreiben Wünsche auf Postkarten. „Ich wünsche Dir, dass Du so groß wirst wie Dein Vater und so klug wie Deine Mutter", hat einer hingekritzelt. Es ist eine weltliche Kindersegnung, keine Taufe, sondern ein ganz privates Fest, bei dem Freunde und Verwandte die kleine Amelie in ihrer Gemeinschaft begrüßen. Ohne Kirche, ohne geweihtes Wasser. Aber mit Gottes Segen, da ist sich ihre Mutter Diana Hillebrand sicher.

Den vermeintlichen Segen erteilt in Hillebrands Dreizimmerwohnung einer, der bei der Kirche in Ungnade gefallen ist. Gerhard Mühlbauer, 44 Jahre alt, Vater zweier Kinder, freier Theologe. „Frei von Lehrsätzen, frei für individuelle Dienstleistungen", wie er selbst sagt. Eigentlich war Mühlbauer katholischer Priester in Franken, seit seiner Jugend in der Kirche engagiert. Nicht ein gottgegebener Glaube lasse einen Menschen zum Christen, zum Moslem oder Juden werden, sagt er heute. Sondern Erziehung, Umfeld und Sinnsuche. Als Gerhard Mühlbauer sich verliebte, war er 32 Jahre alt, nach einem Jahr Bedenkzeit schied er aus der Kirche aus. Danach fand er einen neuen Lebenssinn jenseits der Kirche. Und eine Nische: als Profi-Prediger auf Honorarbasis.

Hauptsache spirituell

Zwischen 200 und 500 Euro bekommt er für Riten aller Art: christlich, heidnisch oder anderweitig inspiriert, je nachdem, wie viel Gott oder Weltgeist die Kunden wünschen. Die Bibel sei nicht mehr Quelle seiner Inspiration, das Christentum zu eng, sagt Mühlbauer. Als spirituellen Menschen bezeichnet er sich aber durchaus, und diese Spiritualität gebe er weiter an seine Kunden. Im Mittelpunkt der Zeremonie steht die persönliche Geschichte, nicht die Verkündung von Gottes Wort. „Unsere Arbeit", sagt Mühlbauer, „ist viel weltlicher, als es der Name Theologe vermuten lässt".

Sie buchen ihn für die großen Übergänge: Geburt, Hochzeit, Tod. Als die Kirche noch die alleinige Deutungshoheit über die Welt besaß, geleitete der Pfarrer den Menschen selbstverständlich durchs Leben, spendete die Sakramente Taufe, Trauung und Letzte Ölung.

Heute sei der Glaube vieler Menschen „diffus", sagt Friederike Keck, Sprecherin der Arbeitsgemeinschaft Freier Theologen, in der Mühlbauer mit zwanzig Kollegen organisiert ist. Die Gemeinschaft haben sie zur „Qualitätssicherung" gegründet, schreiben sie auf ihrer Internetseite, weil sie Fachleute in Sachen Rituale seien und sich so von ungelernten Zeremonienmeistern absetzen wollen, die zu Dutzenden ihre Dienste feilbieten. Die Theologen der Arbeitsgemeinschaft werben mit Unverbindlichkeit: „Keine Amtskleidung, ohne missionarische Intention", heißt es auf der Homepage. Nach Wunsch auch ohne Gott, wie sowohl Keck als auch Mühlbauer bestätigen. „Viele der Auftraggeber wünschen sich dennoch ein ‚Mehr als': mehr als Babyparty, mehr als rein weltliches Standesamt", sagt Keck. „Was dieses Mehr ausmacht, ist für sie schwer zu greifen, vielleicht ist es die Hoffnung, der Theologe habe doch noch einen Draht nach oben."

Markt der Weltanschauungen

Die Motivation der Theologen, außerhalb der Kirche zu arbeiten, hat bei jedem einen anderen Ursprung – vom Zölibat wie bei Mühlbauer bis zu Arbeitslosigkeit. Gerade die evangelische Kirche stellt weniger Pfarrer ein, als Theologen die Universitäten verlassen. Nicht jeder ist kirchenfern oder -kritisch. Tatsächlich suchen sich viele eine Nische auf dem Markt der Patchwork-Weltanschauungen. Friederike Keck betont, dass es nicht im Interesse der freien Theologen liege, in Konkurrenz zur Kirche zu treten – nur eine Alternative wolle man bieten.

Eine Alternative, die von immer mehr Familien genutzt wird. Freie Beerdigungsredner sind schon seit den 1920er Jahren im Einsatz, kommen aus der atheistischen Freidenker- und Humanistenbewegung. In der DDR passte es zur Ideologie, Jugendliche weltlich zu weihen und Verstorbene ohne Gottesbezug zu verabschieden. In den neuen Bundesländern haben sich diese Riten erhalten. Im Westen verlieren beide Kirchen schleichend Mitglieder. Die evangelische Kirche Deutschland sucht in ihrer Agenda mit dem dynamischen Titel „Leuchtfeuer" daher nach Wegen, die Tauf- und Trauquote zu erhöhen.

Beim Stichwort „freie Theologen" rümpfe man nicht die Nase, spreche „eher von einem Nicht-Verhältnis als von Konkurrenz", sagt Andreas Fincke von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Berlin. Die Riten-Dienstleister seien ein „Randphänomen", das die Kirche kritisch beäuge. Dass freie Theologen mitunter Segen spenden, der zwar nach kirchlichem Verständnis nichtig ist, nach Gefühl der Gesegneten aber wirkungsvoll, das könnten die Kirchen nicht verhindern: „Wir können ihnen nicht verbieten, während der Zeremonien zu beten. Schließlich haben wir kein Copyright aufs Vaterunser."

Als Klaus Thiel im Caffè Florian auf dem Markusplatz in Venedig um die Hand seiner Petra anhielt, sagte sie „Ja". Geheiratet wurde in einer weißen Gondel im Hotel „The Venetian" in Las Vegas. Ein Jahr ist das her, und weil sie ihre erste Trauung ohne Verwandte in der Fremde ganz allein feierten, war für das Paar klar: Sie wollen öffentlich ein zweites Mal vor den Traualtar treten. Letzteres war ein Problem, weil beide zwar gläubig und evangelisch getauft, aber aus der Kirche ausgetreten sind.

Petra Thiel recherchierte im Internet, kontaktierte mehrere freie Theologen. Ihr Traum: Eine Hochzeit in Weiß auf der Fraueninsel im Chiemsee – im katholischen Marienmünster. Der freie Theologe Christian Binder, der seine Dienste in ganz Oberbayern anbietet, konnte ihr diesen Wunsch erfüllen, verfügt er doch über „gute Kontakte", wie der 37-Jährige selbst sagt.

Und so traute der evangelische Theologe das kirchenferne Paar in der katholischen Kapelle. Mit Ringtausch, Predigt

Die Reichen werden immer reicher

Deutschland auf Platz 29 / UN-Wissenschaftler: Konzentration des Wohlstands auf schmale Gruppen der Bevölkerung verstärkt sich

London – Den reichsten zwei Prozent der Weltbevölkerung gehört das halbe Privat-Vermögen rund um den Erdball. Zu diesem Ergebnis kommt eine UN-Forschergruppe unter Leitung des kanadischen Hochschullehrers James Davies. Und die Ungleichheit, sagt Davies im Gespräch mit der SZ, nimmt weiter zu.

Von Gerd Zitzelsberger

Reichtum ist relativ: Ersparnisse von 46 000 Euro genügen hierzulande mittlerweile kaum noch als Zubrot zur Rente. Aber im internationalen Vergleich reichen 46 000 Euro bereits, um zu den wohlhabendsten zehn Prozent der Weltbevölkerung zu gehören. Die privaten Vermögen sind noch weit ungleicher verteilt als die Einkommen, diagnostiziert die internationale UN-Forschergruppe Unu-Wider. Die vier Wissenschaftler haben am Dienstag in London erstmals eine Analyse der weltweiten Vermögensverteilung vorgelegt.

Eines ihrer Ergebnisse: Es gibt inzwischen Millionen von Millionären – schätzungsweise 13,6 Millionen, auf Dollar-Basis gerechnet. Um zu den oberen 15 000 der Weltbevölkerung zu gehören, muss man aber schon ein Netto-Vermögen von 100 Millionen Dollar aufbringen. Immerhin 500 Personen kommen mit einer Milliarde Dollar an die Bill Gates- und Roman Abramowitsch-Klasse heran, so die Wissenschaftler.

Die Zahlen der Studie beziehen sich auf das Jahr 2000. Inzwischen, schätzt Davies, dürfte sich das Vermögen per saldo noch stärker in den Händen weniger konzentriert haben, und die Ungleichheit nahm weiter zu. Zwar gebe es durch den Wirtschaftsboom in Indien oder China dort eine Tendenz zu einer gleichmäßigeren Vermögensverteilung, so der UN-Wissenschaftler. Aber gleichzeitig nehme die Ungleichheit innerhalb der großen Industriestaaten weiter zu, und dieser Effekt falle stärker ins Gewicht.

Als eine wichtige Ursache für die Vermögenskonzentration nennt Davies die Steuerpolitik. Seit Mitte der achtziger Jahre verringere sich in vielen Staaten die Abgaben-Belastung der Reichen und Superreichen. Auch der weltweite Konjunkturaufschwung der vergangenen Jahre habe dazu beigetragen: In solchen Phasen weitet sich der Anteil der Unternehmens-Gewinne tendenziell zu Lasten des Lohnanteils aus. Die Gewinne aber kommen nicht so sehr der breiten Bevölkerung, sondern der besitzenden Schicht zugute. Eine Rolle bei der zunehmenden Ungleichheit spiele auch die Deregulierung der Finanzmärkte.

Vorbilder Japan und Kanada

Dennoch redet Davies nicht der Rückkehr zu einer stärkeren Steuerbelastung der Reichen das Wort. Der Schlüssel zu einer gleichmäßigeren Vermögensverteilung, so zeige etwa das Beispiel Japan oder Kanada, liege bei einem einheitlich guten Bildungsangebot für die Kinder aus allen Schichten. Gemessen am durchschnittlichen Pro-Kopf-Vermögen der (erwachsenen) Bevölkerung rangiert Deutschland der Studie zufolge auf Platz 29. Nach Abzug der Schulden kamen die Deutschen im Jahr 2000 – nach Kaufkraft umgerechnet – auf 89 000 Dollar. Das höchste Durchschnittsvermögen schreiben die Wissenschaftler den Einwohnern Hongkongs mit 202 000 Dollar zu. Die Besitzenden dort profitieren nicht zuletzt von der Einwanderung, die zu einem Boom bei Immobilienpreisen geführt hat. Reich geworden sind dank EU-Institutionen und dem Status als Steueroase auch die Bürger Luxemburgs – noch in den sechziger Jahren ein Armenhaus Europas: Im Schnitt verfüge dort jeder Erwachsene über 183 000 Dollar, geht aus der Studie hervor. Selbst Taiwanesen, Zyprioten und Grönländer haben demnach ein höheres privates Netto-Vermögen als die Deutschen. Bei letzteren allerdings wurde – früher zumindest – das relativ niedrige private Vermögen durch vergleichsweise hohe Ansprüche an die Rentenversicherung ausgeglichen.

Unter den großen Industriestaaten liegen die USA mit 144 000 Dollar vorne. 22 Prozent des weltweiten Privatvermögens gehören Amerikanern. Auf Platz zwei liegt Japan mit einem Anteil von 15 Prozent. Das Durchschnittsvermögen dort beträgt zu Kaufkraft umgerechnet 125 000 Dollar. Das Beispiel Japan zeigt auch, dass hohes Vermögen und eine relativ gleichmäßige Verteilung des Wohlstandes durchaus einhergehen können.

Süddeutsche Zeitung
6.12.2006

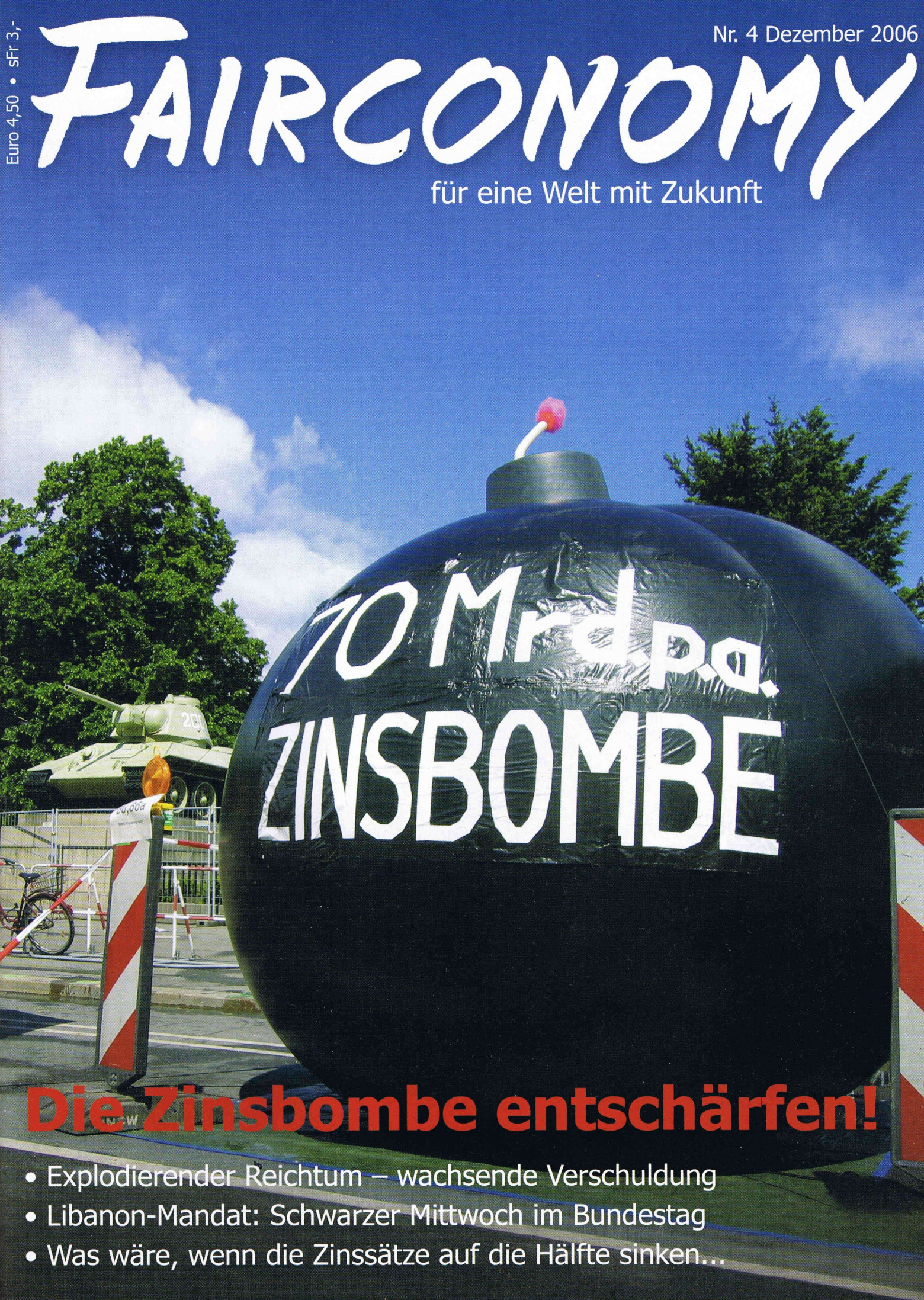
2 siehe Grafik Blatt 1

Euro 4,50 • sFr 3,-

FAIRCONOMY

Nr. 4 Dezember 2006

für eine Welt mit Zukunft



Die Zinsbombe entschärfen!

- Explodierender Reichtum – wachsende Verschuldung
- Libanon-Mandat: Schwarzer Mittwoch im Bundestag
- Was wäre, wenn die Zinssätze auf die Hälfte sinken...